

DIE FACKEL

Nr. 49

WIEN, ANFANG AUGUST 1900

II. JAHR

Wilhelm Liebknecht der Aufrechte ist gefallen. Auf einen Streich. Ihn haben nicht Alter und Krankheit mählich zum Grabe niederbiegen dürfen. Sein Leben und Wirken versuche ich hier nicht zu schildern und zu werten. Für seine Größe zeugt die Größe der *Partei*, die er geschaffen. Welch vergebliches Bemühen von Toren oder Böswilligen, Liebknecht seiner Partei gegenüberzustellen!

Aber diese reiche Individualität konnte sich in der Tätigkeit für eine Partei nicht erschöpfen. Es hat so Vieles gegeben, wozu Liebknecht als Einzelner sein Wort sprechen wollte. Dazu brauchte er Blätter, die die Ereignisse des Tages von keiner Partei Standpunkt würdigen. So war es mir seit Jahresfrist vergönnt, zu dem fast ein halbes Jahrhundert älteren Mann in immer regere Beziehung zu treten. In der 'Fackel' hat er die beiden gewaltigen Exzesse des *cant* besprochen, die wir im letzten Jahre angewidert erlebt haben: die Dreyfus—Campagne und den öden Lex—Heinze—Rummel. Unbekümmert wie stets darum, ob Freund, ob Feind sich an ihr stoße, hat er seine Meinung gesagt. Wie bald haben die Ereignisse ihm recht gegeben! »Jetzt hat Jaures«, schrieb mir Liebknecht am 13. Juni, »die Dreyfuserei von sich abgeschüttelt.« Und »daß der Goethebund *in den Dienst der Sittenpolizei* getreten ist, haben Sie gelesen?« fragt er am 27. Juni.

Schon gab es neue Arbeit in Hülle und Fülle, für die er dem Drange der Parteigeschäfte ruhige Stunden abzugewinnen bemüht war. Ein Problem, das ihn seit langem beschäftigte, wollte er demnächst in der 'Fackel' erörtern, dasselbe, das Zola in 'Fécondité' so banal, so völlig antisozial behandelt hat. Vor allem aber wollte er jetzt seine große »Affäre« entrollen, den Fall Ziethen. In einer der nächsten Nummern der 'Fackel' schon sollte — so hat mir sein letzter Brief (vom 21. Juli) verheißen und so hatte er Ziethens Verteidiger zugesagt — ein erster Artikel die Leidensgeschichte eines Opfers deutscher Justiz erzählen. » — — — *Und dann geht's an Ziethen. Das Oberlandesgericht Köln hat endgültig die Revision abgelehnt! Ich habe nicht die Millionen des Dreyfus—Syndikats. Die liberale Presse wird sich natürlich nicht mucken. Ich will sie aber peitschen.*« Leider ist dies Versprechen Liebknechts so plötzlich sein Vermächtnis geworden. Ob ich es werde vollstrecken können, vermag ich heute, trotzdem der Verteidiger Ziethens mir freiwillig bereits seine Unterstützung angeboten hat, nicht zu sagen. Aber mindestens werde ich an der liberalen Presse Liebknechts so kräftig ausgesprochenen letzten Willen vollziehen: Ich will sie peitschen.

* * *

Die 'Neue Freie Presse' über Liebknecht und Bismarck

»Der Junker Bismarck, berufen, das preußische Königtum aus der Bedrängnis durch die bürgerliche Demokratie zu erretten, löste die ihm gestellte Aufgabe auf doppelte Weise. Er half das preußische Heer reorganisieren und die schneidige Waffe schaffen, mit der Preußen seinen weltgeschichtlichen Ruf erfüllen konnte; er organisierte im Rücken des unbequemen Bürgertums die proletarische Partei, die der Demokratie Saft und Kraft benehmen und sie mit der Furcht vor dem roten Gespenst erfüllen sollte ...

Als sich die sozialistische Partei bildete, war das Schicksal Liebknechts besiegelt. Den westdeutschen Republikaner befriedigte der preußische »Fortschritt« nicht, der auch in den Konfliktzeiten monarchisch blieb bis in die Knochen. Er suchte und fand Anschluß an den extremsten Radikalismus, der demokratisch, republikanisch und allerdings auch sozialistisch war. *So diente der geschworene und unversöhnlichste Gegner Bismarcks ohne es zu wissen, eine Zeit lang dessen Politik.*«

*

Wilhelm Liebknecht über Liebknecht und Bismarck

»Der preußischen Regierung kam damals sehr viel darauf an, die widerspenstige Bourgeoisie zu Paaren zu treiben. Man wollte sie nach dem von dem englischen Torychef Disraeli vor dreißig Jahren gegebenen Rezept — denn originell war auch in diesem Punkt die Politik des Herrn v. Bismarck nicht — zwischen Junkertum und Proletariat wie zwischen zwei Mühlsteinen zermahlen, falls sie nicht vorzöge, sich zu fügen. Man stellte mir und meinen Freunden wiederholt die »Norddeutsche Allgemeine Zeitung« für Artikel extrem—sozialistischer, ja kommunistischer Richtung zur Verfügung. Ich brauche nicht zu sagen, daß ich mich zu diesem schnöden Spiel nicht mißbrauchen ließ und die Bestechungsversuche der Agenten des Herrn v. Bismarck mit gebührender Verachtung zurückwies ... Im Jahre 1863 eröffnete Ferdinand Lassalle seine bahnbrechende Agitation ... Ich wurde Mitglied des von Lassalle gegründeten »Allgemeinen Deutschen Arbeitervereines«. Getreu der vorhin gekennzeichneten Politik suchte das herrschende Junkertum sich der Arbeiterbewegung zu bemächtigen. Nach dem jähen Tode Lassalles geriet der »Allgemeine Deutsche Arbeiterverein« leider in die Hände von Männern, die diesen reaktionären Bestrebungen teils durch Unfähigkeit, teils mit Absicht Vorschub leisteten. Dies zwang mich, meine bis dahin reservierte Haltung aufzugeben, den Regierungssozialismus offen zu bekämpfen und darzulegen, daß ein einseitiges Vorgehen gegen die Bourgeoisie bloß dem Junkertum zugute kommen würde, daß das in Aussicht gestellte allgemeine Stimmrecht ohne freies Vereins— und Versammlungsrecht und ohne Preßfreiheit nichts anderes sei als ein Werkzeug der Reaktion, und daß »Staatshilfe« von einer Junkerre-

gierung bloß gewährt werden könne, um die Arbeiter zu bestechen und den Zwecken der Reaktion dienstbar zu machen.«

* * *

Das neue Jahrhundert, das auf Wilhelm II. Befehl am 1. Jänner 1900 begonnen, hat bereits sein »größtes Verbrechen«. Der Dreyfusprozeß, das größte Verbrechen des vorigen Jahrhunderts, ist vergessen, Mercier ist übertrumpft. Nicht die französischen Generale sind, wie wir bis vor kurzem geglaubt haben, die »scheußlichsten Verbrecher der Menschheit«, sondern die Anarchisten. Denn Humberts Ermordung ist nicht etwa eine einzelne ruchlose Tat, gleich ruchlos, wie der Mord an einem alten Weib, dessen dürftige Habe einen Verbrecher lockt, sondern sie muß die ganze Menschheit aus der Ruhe stören, der sie sich bisher in der Erkenntnis hingeben zu dürfen geglaubt hatte, daß die herrlichen Fortschritte unseres sozialen Lebens die Ursachen der Empörung längst hinweggeräumt haben.

»Das scheußlichste, unbegreiflichste Verbrechen!« Scheußlich? Gewiß. Und unbegreiflich? Halt! Zwischen Lucchenis Plan und der Ermordung einer edlen und unglücklichen Frau vermag ich keinen Zusammenhang zu denken. Für Humbert I. war ja Lucchenis Dolch geschliffen; wie konnte der Wahnsinnige auf den Gedanken kommen, ihn in das Herz Elisabeths von Österreich zu stoßen? Scheußlich, weil unbegreiflich. Nun *Brescis* Tat. Diesen guten, edlen König zu ermorden, den konstitutionellsten Monarchen! Wem hätte Humbert je etwas zu Leide getan, und wie hat er die Armen in seinem Volke geliebt! Sein Herz hat all die Jahre über geblutet, als er sah, wie diese Armen immer ärmer wurden, als nicht mehr bloß aus dem elenden Süden seines Reiches, sondern aus dem einst blühenden Norden ihre Hungerschreie zu ihm drangen, bis endlich das Volk um des Brotes willen zur Revolution schritt. Und er hat nicht helfen können. Er hat die Crispi, die Rudini und die Pelloux gewähren lassen müssen, denn sie hatten die Majorität, und Humbert war ein konstitutioneller König ... Aber während der Mann auf Italiens Thron längst dem Romantikerglauben an die göttliche Sendung des Monarchen entsagt hatte und sich als den erblichen Präsidenten des geeinten Italien fühlte, lebte und lebt noch in den Niederungen seines materiell und geistig verelendeten Volkes jener alte Instinkt, den Jahrhunderte lang die Autoritäten genährt haben, das monarchische Gefühl. Der Fetischist dankt seinem Fetisch, wenn er Speise findet, und züchtigt ihn, wenn er hungert. Und so glaubt dieses Volk an die Verantwortlichkeit eines Königs, der doch nach der Verfassung unverantwortlich ist und sich selbst unverantwortlich fühlt. Wenn es leidet, ist der schlechte König daran schuld; es muß nur ein guter König kommen, und allen wird's wohlergehen.

Erst indem wir *Brescis* Tat so begreifen, können wir ihn richten. Er und Seinesgleichen handeln aus Instinkten, die den Bedingungen des Verfassungslebens im modernen Staat sich nicht anzupassen vermögen und es darum bedrohen. Weil aber Instinkte diese Taten hervorrufen, die man dem Anarchismus zur Last legt, brauchen die einzelnen Täter keinerlei Verabredung. Zwischen diesen Mördern besteht so wenig ein Komplott, wie zwischen den von ihnen Gemordeten. Nur die Polizeibehörden aller Länder komplottieren. Aber ihr Mühen ist fruchtlos. Man kann die monarchischen Gefühle der »Anarchisten« nicht anders ausrotten, als indem man das Volk, das noch nicht konstitutionell denken kann, entweder zum konstitutionellen Denken erzieht oder es absolutistisch regiert. Aber ein solches absolutes Königtum wird ein soziales sein müssen.

Es ist begreiflich, dass die Freude über die ganz unerwarteten und teilweise auch wirklich vollführten Attentate unsere Schmockschaft völlig blödsinnig gemacht hat. Der italienische Vertreter der »Neuen Freien Presse« erzählt, wie er über die Grenze mußte, um seine Telegramme der amtlichen Kontrolle zu entziehen. Er mußte über die Grenze, um der aufhorchenden Mitwelt den nachstehenden Stumpsinn, den ihm die italienische Zensur wahrscheinlich gestrichen hätte, zu melden:

»Lugano, 2. August; — — — Für die *Frechheit* Brescis spricht noch Folgendes: Bresci war im Jahre 1892 in der einer Züricher Firma gehörenden Wollwarenfabrik in Prato beschäftigt, wo er wegen Streike—Ausschreitungen verurteilt wurde. Er flüchtete und lebte seither im Auslande. Bei einer allgemeinen Amnestie wurde auch seine Strafe erlassen, aber vergessen, die Verurteilung im amtlichen Register zu notieren. Als Bresci nun im Juni nach Hause zurückkam, erhielt er ein Leumundszeugnis, mit dem er vom Präfekten um einen Erlaubnisschein zum Waffentragen nachsuchte. Dieser erinnerte sich der Verurteilung und verweigerte die Ausstellung eines Waffenpasses.«

Mir scheint die Sache nicht so sehr für die Frechheit Brescis wie für das gute Gedächtnis des Präfekten und für die Dummheit des Korrespondenten der »Neuen Freien Presse« zu sprechen.

*

Herr Münz, den man bisher immer nur nach seinen intimen Beziehungen zum Papste beurteilt hatte, schildert in einem Feuilleton die Häuslichkeit des ermordeten »Bürgerkönigs« und produziert dabei ein Deutsch, das schon mehr an das Italienisch des Herrn Fiori erinnert. Herr Fiori aber, der blumige Schmock von Rom, beschreibt das Wesen des neuen Königs, von dem er wörtlich sagt: »Während der Gedanke an das Vaterland ihn bis zur Überschwenglichkeit begeistert, ist er sonst von einer wohlthuenden gemütlichen Bescheidenheit.« Der Kontrast zwischen Patriotismus und persönlicher *Bescheidenheit* ist zwar nicht ganz klar, dafür aber bemüht sich Herr Fiori, wenigstens die Bescheidenheit Victor Emanuels III. drastisch zu illustrieren. »Spricht er selbst mit Leuten von niederem Stande, so kehrt er weder seine Stellung hervor, noch *prangt* er mit seinem Wissen, sondern fragt und fragt eindringlich und klar und ruht nicht eher, als er seinen Partner sozusagen *ausgelaugt* hat. 'Denn' meint er, 'wie kein Buch so schlecht ist, daß sich daraus nicht etwas lernen läßt, so ist kein Geschöpf so gering, daß es das Wissen auch des *höchsten Geistes* nicht um neues Licht bereichern könnte.'« Wenn uns Herr Fiori nicht ein paar Zeilen weiter versicherte, dass Victor Emanuel III. die »Süßigkeiten, die seine Gemahlin ab und zu mit eigener Hand bereitet, mit aufrichtiger *Bewunderung* genießt« und daß er außerdem noch Kanarienvögel liebt, wahrlich, wir müßten den Nachweis der Bescheidenheit für mißlungen halten.

*

Das erste Wort, das die »Neue Freie Presse« in ihrem Schrecken nach der Ermordung König Humberts fand, war natürlich eine Stilblüte. Sie begann ihren Nachruf wörtlich: »König Humbert von Italien ist gestern einem jener Attentate zum Opfer gefallen, die schon zweimal ohne Erfolg auf ihn versucht wurden und deren Verübung nachgerade eine fürchterliche Spezialität des von ihm regierten Volkes geworden ist.«

Dafür hat die »Neue Freie Presse« bald darauf ein Mittel gefunden, um die anarchistischen Verbrecher endgültig loszuwerden. Sie verrät es in dem tief sinnigen Satze, der den Leitartikel der Nummer vom 3. August bedeutungsvoll abschließt: »Wenn ein Zusammenhang zwischen den einzelnen Taten und den einzelnen Tätern besteht, so ist die Aufgabe, die einen zu verhüten und die anderen unschädlich zu machen, nicht mehr unlösbar.« Die Regierungen wissen jetzt ganz genau, was sie zu tun haben. Der Zusammenhang zwischen Bresci und der Ermordung des Königs Humbert ist erwiesen, und so kann es der italienischen Polizei jetzt nicht mehr schwerfallen, diese zu verhüten und jenen unschädlich zu machen ...

* * *

HEROISMUS DER BÖRSE

»Das traurige Ereignis von Monza machte auf die Börse tiefen Eindruck; doch bewahrte sie ihre feste Haltung.«

*

KONDOLENZ DER BÖRSE

»Die Wiener Vorbörse war ergriffen und trug der blutigen anarchistischen Tat in einer Ermäßigung des Kursniveaus, welche bei den maßgebendsten Spekulations—Papieren sich auf drei bis vier Kronen bezifferte, Rechnung.«

* * *

Die Pressfreunde des Herrn Goluchowski beginnen einzulenken. Sie sind auf dem besten Wege, sich mit der Wahl, die Alexander von Serbien getroffen hat, zu versöhnen, und sehen ein, daß ein sicheres Trousseau in der Hand besser ist als eine aussichtslose Vertretung der Interessen Milans. Sogar Herr Szeps scheint nachgeben zu wollen. Er, der doch sonst stets auf strenge Wahrung des Prinzips der Ebenbürtigkeit zu sehen gewohnt ist, erklärt bereits, daß er dem Glücke Alexanders nicht hinderlich im Wege stehen wolle. Die Vermählung mit Frau Draga Maschin nennt er plötzlich eine »innere Angelegenheit Serbiens kat' exochen«, zu der keine auswärtige Macht das Recht habe, Stellung zu nehmen. Die Befürchtungen, die aufrichtige Freunde Serbiens bezüglich der »Folgen des Ereignisses« hegten, hätten sich glücklicherweise nicht erfüllt. Dies merkt Herr Szeps schon nach Verlauf einer Woche. Und die 'Neue Freie Presse', die gleichfalls nicht mehr schmollend abseits stehen will, erlaubt sich höchstens noch die bissige Bemerkung, daß Draga Maschin »noch nicht verblüht, doch im Verblühen begriffen« sei, und meint, die Braut habe während der Trauung »den Dunst und die schwere Luft¹ in der Kirche« nicht ertragen können, was »eine Folge *ihrer Zustandes* sei, der dem Auge der Damen nicht entging«. Die 'Neue Freie Presse' möchte jetzt so tun, als ob sie, wenn sie früher in unheilschwangeren Prophezeiungen von den »Folgen des Ereignisses« sprach, von Anfang an nur an gesegnete Folgen gedacht hätte. Ganz allgemein tritt in den serbischen Betrachtungen unserer liberalen Presse jetzt das Bestreben zutage, jede Äußerung des verliebten jungen Königs teilnahmsvoll zu behorchen, und wir können zusehen, wie sich die

1 Fast sämtliche Wiener Blätter waren durch Spezialkorrespondenten vertreten

[KK]

politische Schadenfreude allmählich in politische Schadenfreude verwandelt ...

* * *

In Nr. 46 der 'Fackel' ward einer Reihe von Artikeln gedacht, durch die die 'Arbeiter—Zeitung' im Sommer und Herbst 1898 ihre Leser über die Zustände bei der Donau—Dampfschiffahrt—Gesellschaft belehrt hatte. Seither, fügte ich hinzu, habe die Redaktion den Kampf gegen Österreichs größtes Binnenschiffahrtsunternehmen eingestellt. Umso fleißiger aber versorge nunmehr der Inseratenteil der 'Arbeiter—Zeitung' die Proletarier, deren Interesse für die Donau—Dampfschiffahrt—Gesellschaft seit jenen Artikeln sicherlich ein lebhaftes ist, mit Nachrichten über das Unternehmen. Der besorgten Frage, wann die Dampfer zum Wettrennplatze abgingen und wann man von Galatz nach Rustschuk fahren könne, werde jetzt pünktliche Antwort zuteil. »Die 'Mordschiffe' werden allerdings nicht mehr angegriffen ... « Die Feststellung dieser *Tatsachen* erklärte die Redaktion der 'Arbeiter—Zeitung' für Verleumdung und rief dem Herausgeber der 'Fackel' am 14. Juli zu: »Würde er seinen Korruptionsriecher fleißiger in die Bände der 'Arbeiter—Zeitung' gesteckt haben, könnte er allerdings feststellen, daß *die Behauptung, daß die Donau—Dampfschiffahrt—Gesellschaft seit zwei Jahren keinen Anlaß zu begründeten Angriffen gegeben habe, den Tatsachen widerspricht.*« Ich hatte jene Behauptung freilich gar nicht aufgestellt, und den Bänden der 'Arbeiter-Zeitung' konnte ich auch wohl nicht entnehmen, ob »Anlaß« zu Angriffen auf die Donau—Dampfschiffahrt—Gesellschaft vorgelegen sei. Aber ich folgte, durchsuchte die Bände fleißiger und stellte fest, daß solche Anlässe, wenn sie wirklich, wie ich nunmehr der 'Arbeiter-Zeitung' glaubte, vorhanden waren, im Jahre 1899 nicht benutzt wurden, wobei ich denn nicht verfehlte, eine plausible Erklärung dieser Erscheinung zu geben. Nunmehr aber bezeichnet die 'Arbeiter—Zeitung' diese *Erklärung* als eine verleumderische und stellt an den Herausgeber der 'Fackel' am 28. Juli die Forderung: »*Er hätte dartun müssen, daß es in der fraglichen Periode Vorkommnisse gegeben habe, die Anlaß geboten hätten, die Donau—Dampfschiffahrt—Gesellschaft anzugreifen.*« Ich hatte gedacht, daß ich das nicht mehr darzutun brauche, weil's doch die 'Arbeiter—Zeitung' am 14. Juli mit Bestimmtheit versichert hatte. Daß der Verfasser der Notiz vom 28. Juli, Herr Dr. Victor Adler, den Verfasser der Notiz vom 14. Juli, Herrn Fritz Austerlitz, Lügen strafen werde, konnte ich ja nicht voraussehen. War es aber denn kein genügender Anlaß zur Erneuerung der Angriffe im Jahre 1899, daß die Dampfschiffahrt auf der Donau mit den Mordschiffen wieder aufgenommen wurde, daß »die verbrecherische Nachlässigkeit und Profitwut der Donau—Dampfschiffahrt—Gesellschaft« die Angestellten abermals in Lebensgefahr brachte, daß die Ausbeutung fort dauerte¹ und daß die »Exzellenzen und Barone, Hofräte und Ritter« noch immer im

1 Auch heute noch erhält der Matrose der Donau—Dampfschiffahrt—Gesellschaft einen Monatslohn von 27 Gulden und Meilengelder im Betrage von 2 bis 10 Gulden. Von November bis April wird er der Werft zugeteilt, wo er einen Taglohn von 70 Kreuzer bezieht. Den anderen Kategorien des Personals geht es nicht viel besser. Und als im Jahre 1899 die definitiven Bediensteten um Zuerkennung eines Quartiergeldes baten, wurde an sie die Forderung gestellt, dafür in eine entsprechende Reduzierung der Meilengelder zu willigen. Ein Maschinist hat von dem Vorfall, wie er mir mitteilen läßt, damals der 'Arbeiter—Zeitung' Nachricht gegeben. Aber im Jahre 1899 war der Kampf der 'Arbeiter—Zeitung' gegen die Donau—Dampfschiffahrt—Gesellschaft bereits durch einen Friedensvertrag, der die Inseratengebühren festsetzte, beendet, und von den Mitteilungen des Maschinisten konnte kein Gebrauch gemacht werden. [KK]

Verwaltungsrat und in der Direktion der Gesellschaft statt auf der Anklagebank saßen? Welch geringfügiger Anlaß von Nöten ist, um eine Gesellschaft anzugreifen, wofern man sie nur angreifen will, hat ja die 'Arbeiter—Zeitung', seit ich ihr das Stillschweigen über die Donau—Dampfschiffahrt—Gesellschaft vorgeworfen habe, selbst am besten gezeigt. Daß Genosse Max Winter eine Freikarte nach Paris erhielt, war ihm Anlaß genug, um in den »Pariser Spaziergängen« am 5. August 1900 die Mißwirtschaft — der Donau—Dampfschiffahrt—Gesellschaft in kräftigen Worten zu geißeln. Wenn er ihr hierbei vorwarf, sie streife die hohen staatlichen Subventionen ein, ohne etwas dafür zu leisten, und sie führe eine »schauderbare Finanzwirtschaft«, so war das allerdings ungerecht. Denn die Donau—Dampfschiffahrt—Gesellschaft muß doch die staatlichen Subventionen in Form von Inseratenhonoraren wieder als Subventionen an die Blätter — auch an die 'Arbeiter—Zeitung' — abführen und kann sie also nicht dazu verwenden, ihre schauderbare Finanzwirtschaft zu sanieren. Im übrigen aber muß man den Ausführungen des Herrn Winter unbedingt zustimmen. Die Donau—Dampfschiffahrt—Gesellschaft hat wirklich »weder genug noch genug gute Schiffe«. Als am 6. Juni 1899 »einer der besten Passagierdampfer« des Unternehmens verunglückte, hätte die 'Arbeiter—Zeitung' daher zumindest mit einem Wörtchen darauf hindeuten sollen, daß sie die weniger guten Schiffe der Donau—Dampfschiffahrt—Gesellschaft einst als »Mordschiffe« bezeichnet hatte ...

Die Erwiderung der 'Arbeiter—Zeitung', mit der sie sich acht Tage Zeit ließ, ist eine Verzweiflungstat, die redliche Sozialdemokraten ihr aufgezwungen haben, und der Rüpelton, den sie gegen mich anzuschlagen beliebt, kann nicht darüber hinwegtäuschen, daß sie die tatsächlichen Angaben meines Artikels in Nr. 47 nicht zu leugnen vermocht hat. Wenn sie meine Angabe über das Inseratenhonorar bestreitet, das sie im Jahre 1899 von der Donau—Dampfschiffahrt—Gesellschaft empfangen hat, so ist das ein ebenso schlechter, freilich nicht so durchsichtiger Scherz, wie wenn sie die Behauptung, die Aufhebung des Zeitungsstempels habe ihr 70.000 fl. im Jahre einbringen müssen, für phantastisch erklärt. 70.000 fl. Zeitungsstempel entsprechen einer täglichen Auflage von 20.000 Exemplaren. Und die 'Arbeiterzeitung' hat kaum jemals eine geringere, an Sonntagen und bei wichtigen Anlässen eine beträchtlich höhere Auflage.

Kann man unbequeme Tatsachen nicht aus der Welt schaffen, so muß man wenigstens die Folgerungen, die sich aus ihnen ergeben, entkräften. Und ein Polemiker von der Gewandtheit des Herrn Dr. Victor Adler — die Grobheit dient ihm bloß als Maske, hinter der seine seltene Schlaueit sich birgt — sucht dabei auch Vorwürfen, die in Zukunft erhoben werden könnten, zuvorzukommen. Wenn ich schon auf die Häufigkeit der Inserate von Aktiengesellschaften in der 'Arbeiterzeitung' aufmerksam geworden war, so konnte es mir ja vielleicht auffallen, daß diese Inserate »so groß, *größer als in anderen Blättern*« sind. Die 'Arbeiterzeitung' gibt also vorweg die Erklärung der seltsamen Erscheinung: »Weil sich unser Blatt *nichts schenken läßt* und jedem Inserenten für sein Geld den ihm nach dem Tarif gebührenden Raum einräumt.« Und nun denke der Leser diesen Satz aus: die Aktiengesellschaften verlangen nicht, wie andere Inserenten, eine bestimmte Anzahl von Inseraten in bestimmter Größe, sondern sie übermitteln der Zeitung einen gewissen Geldbetrag ohne genaue Angabe der geforderten Gegenleistung — ein Vorgehen, das die 'Arbeiter—Zeitung' nicht mit Unrecht als das Anbieten eines Geschenkes auffaßt; der Genauigkeit halber will ich hinzufügen, daß es sich in Wahrheit um ein negotium mixtum cum donatione handelt. Ein Privatmann geht in das Annoncenbüro, gibt an, was er inserieren will und in welcher Größe. Ist's ihm

zu teuer, so wird er das Inserat kleiner bestellen; sicherlich aber nicht größer, weil es zu billig ist. Man sagt nicht: ich will für 2000 Gulden Inserate, sondern ich will soundsoviel Inserate, so und so groß. Der Bankdirektor aber sagt: »2000 Gulden müssen die Schnorrer kriegen. Wir *bieten die Inserate nicht an*, sondern *werden gebeten, sie zu geben*. Weil sie uns nichts nützen, fragen wir nicht nach ihrer Größe, sondern nennen einfach die Summe, die wir dem Blatte schenken wollen, schenken müssen.« Nun aber erklärt die 'Arbeiterzeitung' mit Stolz, sie lasse sich nichts schenken, und — stellt nicht etwa den Geldbetrag oder wenigstens einen Teil davon zurück, sondern gewährt den Aktiengesellschaften größere Inserate; offenbar, weil der Proletarier, der viel zu selten Kreditaktien kauft, deren Empfehlung in der 'Arbeiter—Zeitung' bei mäßiger Größe des Inserates leicht übersehen könnte, während die Leser der Börsenblätter auf Inserate, die sie zu suchen pflegen, nicht erst durch deren besondere Größe aufmerksam gemacht werden müssen. Genug, die 'Arbeiter—Zeitung' bezieht keine Geschenke, sondern sie *leistet* den Aktiengesellschaften etwas: nämlich so und so viel Zeilen Raum. Nichts weiter. Und folglich ist es unwahr, wenn die 'Arbeiter—Zeitung' in einem Atem behauptet, sie leiste den Aktiengesellschaften »genau so viel wie Herrn Rothberger«. Dem Herrn Rothberger ist's nämlich gar nicht um »Raum« in der 'Arbeiter—Zeitung', sondern um das Erscheinen von Käufern in seinen Geschäftsräumen zu tun. Und durch die Inserate in der 'Arbeiter—Zeitung' lockt er auch wirklich Käufer an. Die Inserate der Aktiengesellschaften in der 'Arbeiter—Zeitung' aber verlocken niemand außer deren Administration, — es wäre denn, daß auch die Redaktion ab und zu von ihnen Notiz nimmt. Es wäre denn? Ich habe in Nr. 47 einen Indizienbeweis dafür vorgebracht, *daß es so ist*; und nur weil ich mit dem »Raum« sparsamer umgehen muß als Herr Dr. Adler, ist jener Beweis bisher der einzige geblieben. Aber er hat genügt, um neuerlich darzutun, was ich schon so oft dargetan habe, daß die Inseratenbeziehungen zwischen Gesellschaften und Presse nicht rein sein *können*. Wenn jetzt die 'Arbeiter—Zeitung' erklärt, das Gleiche wie von Gesellschaften gelte auch vom Einzelkaufmann, so ist darin mehr als ein Körnchen Wahrheit. Es ist zwar nicht dasselbe, ob die 'Arbeiter—Zeitung' vor Fahrten auf der Südbahn und auf den Donaudampfern wegen der damit verbundenen Lebensgefahr warnt und gleichzeitig jene Fahrgelegenheiten im Inseratenteil empfiehlt, oder ob sie einem Einzelgeschäftsmann Ausbeutung seines Personals vorwirft und gleichzeitig den Bezug seiner Waren empfiehlt; denn die Waren können ja trotz — vielleicht gerade wegen — der Ausbeutung des Personals gut und billig sein. Wahr aber ist es, daß große Privatunternehmer die Annoncen oftmals in gleicher Weise auffassen, wie es die Aktiengesellschaften zu tun gewohnt sind: daß ihnen Inseratengebühren zugleich als Schweiggelder gelten. Diese peinliche Erfahrung hat ja die 'Arbeiter—Zeitung' selbst machen müssen, als ihr Herr *Lessner*, weil sie ihn angegriffen hatte, das Inserat kündigte. Und ich zweifle nicht daran, daß manches Blatt durch *eine* solche Erfahrung sich zur Vorsicht bei künftigen Angriffen auf wichtige Inseratenkunden erziehen läßt.

Weil aber der Hieb besonders dann die beste Parade ist, wenn man nicht zu parieren vermag, hat die 'Arbeiter—Zeitung' meinen Angriff durch einen Gegenangriff erwidert. Sie schleudert mir den Vorwurf ins Gesicht, daß ich die Taschen der Aktionäre behüte. Meinen Lesern freilich hat sie damit nichts Neues gesagt; denn wie oft habe ich das schon vor der 47. Nummer meines Blattes getan! Für die Interessen der Aktionäre einer einzigen Gesellschaft, der Creditanstalt, bin ich ja in einer ganzen Serie von Artikeln eingetreten, als Rothschild & Konsorten diesen Aktionären eine runde Million aus der Tasche genommen hatten. Ich dachte immer: Schutz der Aktionäre ist im-

mer noch besser als Schonung der Verwaltungsräte. Wer nichts ist als Aktionär, ist sicherlich kein nützlicher, aber deshalb noch nicht ein unredlicher Mensch. Wer aber den Aktionär widerrechtlich schädigt, ist ein Schädlicher und Unredlicher. Mags Rothschild sein oder eine Zeitung. — Und darum kämpfe ich gegen die Ausbeutung der Aktionäre durch Rothschild und durch die Zeitungen, und glaube damit eine Pflicht des unabhängigen Publizisten zu erfüllen. Wie sich aber die Beziehungen der 'Arbeiter—Zeitung' zu Aktiengesellschaften in Einklang bringen lassen mit den Pflichten einer sozialistischen Publizistik, das weiß ich nicht. Es sei denn, daß die 'Arbeiter—Zeitung' in dem Glauben lebt, sie beginne, wenn sie von den großkapitalistischen Unternehmungen hohe Inseratengebühren erhebt, die künftige Expropriation der Expropriateure ...

Und nun bin ich meinen Lesern nur noch die Erklärung schuldig, warum ich die 'Arbeiter—Zeitung', die ich später als alle anderen Blätter bekämpft habe, auch seitdem ich diesen Kampf führe, mit jenen Blättern, die manchmal schweigen und »manchmal mit Inseraten zugleich Angriffe bringen« — die's *manchmal* tun, sind just die schlimmsten —, nicht in eine Reihe stelle. Die Unterscheidung zwischen Korruption des *Unternehmens* und Korruption des *Unternehmers* ist hier unerläßlich. Die Leiter der 'Arbeiter—Zeitung' haben im Jahre 1897 erkannt, daß sie mit den vorhandenen Hilfsmitteln das Unternehmen nicht im alten Umfang aufrecht erhalten könnten. Dies aber hielten sie für eine kulturelle Notwendigkeit in Österreich. Und so hat man sich seit jenem Zeitpunkt, dem wichtigsten Wendepunkt in der Geschichte des Blattes, der Notwendigkeit gefügt, zu kleineren Übeln zu schweigen und von ihnen Geld zu beziehen, um die größeren Übel mit größeren Mitteln bekämpfen zu können. Dieser Standpunkt ist es, den ich angreife: nicht nur weil es mir scheint, als wäre der 'Arbeiter—Zeitung' die richtige Größenschätzung für die Übel unseres sozialen Lebens allmählich abhanden gekommen, sondern weil ich überzeugt bin, dass eine Bewegung von der Urkraft der Sozialdemokratie mit solchen Mitteln einer relativen Moral nicht arbeiten darf. Was aber hätte dieser Kampf mit jenem zu tun, den ich gegen die Nutznießer der Korruption in unserer bürgerlichen Presse führe? Muß ich meine Leser — man soll dem Gedächtnis der Leser nicht gar zu wenig zumuten — erst noch besonders an die Sätze erinnern, die ich in der zweiten Nummer der 'Fackel' der Person des Chefredakteurs der 'Arbeiter—Zeitung' gewidmet habe? Heute gilt's wie damals: »Der Zeitungsherausgeber Adler ist zugleich ein Mann, der unserer Zeit — nicht bloß unserer Journalistik — ein Beispiel von Heroismus gegeben hat. Ihn, der für sein Heiligstes, die sozialdemokratische Sache, sein Vermögen geopfert hat, suche ich nicht in der Gesellschaft anderer Journalisten, die durch *ihr* Heiligstes, die Börsenrubrik, ihr Vermögen erworben haben.«

* * *

Aus Ferdinand Lassalles Rede:

DIE FESTE, DIE PRESSE UND DER FRANKFURTER ABGEORDNETENTAG

»Ich habe Euch gezeigt, daß das Verderben der Presse mit Notwendigkeit daraus hervorging, daß sie unter dem Vorwand, geistige Interessen zu verfechten, durch das Annoncenwesen zu einer *industriellen Geldspekulation* wurde. Es handelt sich also nur darum, diese beiden Dinge zu trennen, die ja auch nichts miteinander zu tun haben ...

In einem sozialdemokratischen Staate muß also ein Gesetz gegeben werden, welches jeder Zeitung verbietet, irgendeine Annonce zu bringen.«



ZUR TITELFRAGE DER TECHNIKER

Seit Jahren wird nun schon diese Frage, wie es heißt, »erörtert«; allein bei schärferem Zusehen ist von keiner Erörterung, geschweige von einer fortschrittlichen, zeitgemäßen Behandlung der Titelfrage die Rede, sondern die Titellosen wünschen oder fordern unter allen möglichen schönen Argumentationen, die ihnen Lüsternheit vorgaukelt, und die Titelbesitzer zeigen sich wie alle Besitzer konservativ. Da ich nun seit Jahr und Tag vergeblich darauf warte, daß sich ein Techniker, der zufällig auch mit den Universitätsverhältnissen vertraut und von der Titelsehnsucht nicht um alles besonnene Denken gebracht ist, hinsetzt und die folgenden Zeilen schreibt, kann ich mich nicht länger enthalten, dies selbst zu tun, obwohl ich als beatus possidens des lieblichen »Dr.« und als Angehöriger der alma mater durch meine Stellungnahme sicherlich irgendwo Verdacht und Unwillen erregen werde.

Nur vom Dokortitel will ich reden; denn ob ein Fachtitel Berechtigung hat und ein Erfordernis im Verkehr darstellt, bedarf einer gänzlich gesonderten Erwägung. Was nun diesen vielumstrittenen Dokortitel anlangt, so sage ich es kurz heraus: Man sollte ihn nicht *auch* den Technikern, sondern den Universitätshörern *auch nicht* geben! In der auf dem letzten Technikertag gefassten Resolution heißt es, der Dokortitel solle denjenigen Technikern verliehen werden, die durch besondere Prüfungen eine höhere wissenschaftliche Befähigung nachweisen, als sich eben bei einer Staatsprüfung zeigen läßt, ganz nach dem Muster der Universität, die ihrerseits Rigorosen verlangt. Das wäre nun sehr schön; der Dokortitel ist ursprünglich für wissenschaftliche Befähigung verliehen worden, an jene, die zu »dotieren« vermochten. Wird aber eine solche Befähigung durch unser heutiges Universitäts—Prüfungswesen noch garantiert?

Sehen wir uns einmal die Fakultäten an. Gleich die juristische. Jeder Jurist weiß, daß er zum Rigorosum keine Seite mehr zu studieren braucht als für die Staatsprüfung. Soll die wissenschaftliche Vertiefung schon im Durcharbeiten der Scripta der Obligatcollegien bestehen? Welche Befähigung ist durch diese Gedächtnis— und Geduldleistung erwiesen? Keine Fakultät zählt so viele total unwissenschaftliche Besucher wie die juristische; sie studieren wie am Gymnasium: jeden Gegenstand nach *einem* Lehrbuche, — die wenigen ausgenommen, die schon frühzeitig auf eine Dozentur hinstreben und ihr Studium von Haus aus breiter anlegen, die Arbeiten liefern und zu sotaner Tätigkeit mit der entsprechenden Fähigkeit schon auf die Welt gekommen sind. Außerhalb dieser kleinen Gruppe keine Spur von Selbständigkeit: 9., 10. usw. Gymnasialklasse!

Der Mediziner wird schon durch die Rücksicht auf die Bedürfnisse seiner künftigen Praxis, für die eine wissenschaftliche Beherrschung seines Faches nichts weniger als notwendig ist, zu weiser Mäßigung bekehrt. Der lei-

denden Menschheit ist ja vollkommen gedient, wenn er das Handwerksmäßige seines Faches weg hat. Bei den Medizinern ist das »Dr.« auch ganz und gar zu einem Fachtitel geworden und wird ihnen verbleiben, selbst wenn man ihnen den akademischen Grad nimmt.

Wie sieht's nun mit den Philosophen aus? Der Philosoph muß eine Dissertation schreiben, die seine Selbständigkeit erweist, seine Fähigkeit, die Wissenschaft zu fördern. Das sieht nun schon besser aus. Der »Dr. phil.« ist auch gewöhnlich der verdienteste. Allein, welcher breiten Spielraum gibt's auch da für die exquisiteste Mittelmäßigkeit, was wird da oft alles als Förderung der Wissenschaft qualifiziert! Partikel, Kasus, Beistriche zählen usw., sapientia.

Die Universität verlangt vom künftigen Doktor nicht die geringste wissenschaftliche Befähigung, und sie erlaubt auch dem borniertesten Menschen, wofern er nur fleißig genug ist, sich den schönen Titel zu erringen und sich damit über die gemeine turba hominum zu erheben, die täglich der Gunst von Friseuren und Kellnern die akademische Graduierung dankt. Von Beispielen wimmelt es um uns.

Der Dokortitel sollte nur denen verliehen werden, die den an den Dozenten gestellten Anforderungen genügen. So wie er heute verschleudert wird, macht er nur denen eine Freude, die ihn nicht verdienen. Kaum daß jemand im gelehrten Beruf eine höhere Stufe erklimmen hat, läßt er schon das »Dr.« aus den Titeln seiner Bücher weg, um sich dadurch — mit Recht — gegen die unwissende turba doctorum ebenso abzugrenzen, wie sich die doctores durch eifrige Führung des Titels — ohne Berechtigung — von noch tieferen Schichten zu trennen streben.

Wenn nun die Universität ihr Recht so verschwenderisch ausübt und den nächstbesten »Kümmeler« mit dem wertvollen Titel schmückt, so könnten immerhin noch die Techniker für sich eine gleiche Freigebigkeit, oberflächliche Würdigung und offizielle, dokumentarische Überschätzung beanspruchen. Und gegen solchen Anspruch könnte man, wofern er ihnen nicht selbst bedenklich schiene, gar nichts einwenden, wenn sich nicht gegen den heutigen Dokortitel der Universitätsabsolventen außer dem angeführten Grunde noch andere, schwerwiegende geltend machen ließen.

Der Dokortitel ist ein soziales Unrecht. Er verleiht seinem Inhaber eine lebenslängliche Auszeichnung, einen Charakter indelebilis, den man durch keine geistige Verlotterung und Versimpelung mehr verlieren kann. Der »Herr Doktor« braucht zeitlebens kein Buch mehr aufzuschlagen, darf alles vergessen bis auf das Handwerksmäßige seiner Praxis, muß sich für gar nichts mehr interessieren als für einen Stammtisch, eine Kegelpartie oder eine Kneipe, — er bleibt immer der »Herr Doktor«, immer der Bevorzugte; der Dokortitel wirkt, wie die Verhältnisse nun einmal liegen, auf weite Kreise wie eine Uniform, legitimierend, im voraus einnehmend und verschafft dem Träger die ungefährdete Möglichkeit sorglosesten Benehmens. Man braucht nichts zu sein, wenn man etwas scheint. Aber nach Shakespeares »Othello« lautet — wenn auch ein Heuchler sie verkündet — die Wahrheit: »Man sollte *sein* das, was man *scheint*; und was man nicht ist, sollte man nicht scheinen.« Während andere Menschenkinder sich in Gesellschaft bemühen, auf geistige Tournure halten, angstvoll jeden Augenblick gewärtig sind, nach dem Befähigungsnachweis gefragt zu werden, heißt da einer Herr Doktor und ist ein gescheiter Mann, geht gleichsam mit einer Marke herum, die ihm eine Sinekure an Achtung und Ehrerbietung sichert, und befindet sich wohl dabei. In den seltensten Fällen wird der Dokortitel an Leute vergeben, die wirklich von wissenschaftlichem Eifer beseelt sind, und jenen, die's nicht sind, wird er ver-

hängnisvoll, weil er ihnen von Anbeginn Selbstzweck war und mit seiner Erlangung sofort ein Stillstand im Bildungsbestreben eintritt »Jetzt hab ich's erreicht!« sagen sie und schleudern den »staubigen Krempel« in eine Ecke. Und dadurch wird der Titel zu einer Ungerechtigkeit, weil er nicht fundiert bleibt, ungerecht wie jeder Besitz, den man sich nicht fortwährend zu verdienen strebt. Man *erhält* den Titel heute, man »erwirbt« ihn nicht, »um ihn zu besitzen«.

Die geschilderten Vorteile und Bequemlichkeiten sind es offenbar, die die Techniker zu ihrer Agitation begeistern. Und wer wollte es ihnen verargen? Sind sie doch auch nur gewöhnliche, von Schwächen gemeisterte Erdenkinder, und haben sie doch auf den Dokortitel dasselbe Unrecht wie die Kinder der alma mater. Sie bedürfen eben auch des Aushängeschildes, wollen auch durch ein sichtbares Zeichen von den ganz gewöhnlichen Erdenkindern unterschieden sein. Man muß sich nur über das letzte Ziel so brünstigen Wunschs klar werden und den Anschein vermeiden, als sei der Privilegienkampf eine Angelegenheit unserer Kultur, als wolle man sich mit den Titelbestrebungen in den Dienst des Fortschritts stellen. Wie vielen Hochbegabten und vielseitig Gebildeten blieb nur deshalb Amt und Würde unerreichbar, weil sie sich nicht mit der Pergamentrolle ausweisen konnten. Aber wenn der Dokortitel auch keine andere Ungerechtigkeit zur Folge hätte, als eine unbillige gesellschaftliche Überschätzung seiner Besitzer, so wäre dies schon ein hinreichender Grund, mit ihm nicht noch verschwenderischer umzugehen.

Wenn sich endlich die Techniker auf das fortschrittliche Preußen berufen, so wird das nur die Heiterkeit der reichsdeutschen Verwaltungsmänner erregen, denen die Spekulation auf die menschliche Eitelkeit so wohl geglückt ist. Wie sie jetzt ins Reich pilgern werden, um ihr »soziales Niveau« zu heben! Durch Privilegien Studenten kapern, einander die akademischen »Wurzeln« wegfischen, das ist ein Kniff, den schon die Fürsten der alten Kleinstaaten mit Universitäten vortrefflich verstanden haben. An Fortschritt hat Preußen ebensowenig gedacht wie die Techniker, denen es keineswegs — was wirklich ein Fortschritt wäre — um *Beseitigung* eines Unrechtes zu tun ist, sondern um ihren *Anteil* daran.

Ein Doktor.

* * *

Fachblätter

Daß im redaktionellen Teil einer Tageszeitung, wo gelegentlich alle Wissensgebiete der Welt gestreift werden müssen, sachliche Irrtümer vorkommen, ist nicht verwunderlich, bisweilen fast unvermeidlich. Zwar sollte namentlich bei uns, wo die Zeitung Literatur und Wissenschaft verschlungen und sich die Geltung des ausschließlichen Bildungshortes angemahnt hat, hinter jedem flinken Reporter ein vorsichtiger Fachmann stehen; aber das Publikum hat sich bei dem vom Reporter kredenzten Wissen bescheiden gelernt. Es sagt sich, von den Redakteuren des »lokalen Teils« sei nicht zu verlangen, dass sie Historiker, Geographen, Chemiker, Physiker, Techniker *und* Schmöcke in einer Person seien. Nun gut. Aber wir verdanken ja der Aufhebung des Zeitungsstempels eigene »*Fachblätter*«? Und sollte da nicht verlangt werden können, daß ein Chemiker über Chemie, ein Techniker über Technik schreibe? Wie's mit den Fachblättern steht, habe ich schon einmal an den Leistungen des Herrn Dr. Karell gezeigt ¹. Diese Sonderbeiträge, die den Le-

1 'Neue Freie Physik' in Heft 36 »Neue Freie Physik« #06 und 'Hutmacher ... ' in den Antworten des Herausgebers Heft 53

ser nicht immer durch ihre Langeweile abschrecken, sondern oft durch einen Schein von Gelahrtheit verlocken, sind ein wahrer Krebschaden, und durch ihre Einführung wird höchstens die 'Neue Freie Presse', nicht das Wissen ihrer Leser bereichert. Da erschien jüngst ein Artikel »Gasbeleuchtungstechnik«, als dessen Verfasser ein Herr Alfred Türkel zeichnete. Er stand in der Verkehrs- und Industriezeitung, also in einem von unzähligen Interessenten jedesmal mit Spannung erwarteten »Fachblatt«. Er hat einen wirklichen Fachmann zu dem folgenden Brief an meine Adresse veranlaßt:

NEUE FREIE PHYSIK

Der Artikel »Gasbeleuchtungstechnik« der 'Neuen Freien Presse' v. 31. Juli d. J. ergab bei der Lektüre folgende beachtenswerte Stellen:

Die 'Neue Freie Presse' sagt:

»Es wurde (das Leuchtgas) zuerst von dem Engländer Murdock 1792 zur Beleuchtung seines Hauses verwendet.«

Das Wassergas »hat hier nur deshalb die in Amerika erreichte Verbreitung nicht gefunden, weil das geeignete Rohmaterial (Anthrazit) fehlt.«

»Was dessen (des Wassergases) Giftigkeit betrifft, so ist dieselbe der des Steinkohlengases kaum überlegen.«

»Die gleiche Bedeutung wie dem Wassergas ist dem Acetylen zuzuschreiben.«

Des Acetylens »Leuchtkraft ist der des Steinkohlengases« überlegen, »weil seine lichtgebenden Bestandteile über die erwärmenden und verdünnenden vorherrschen.«

Wir berichtigen:

Das aus Kohle erzeugte Leuchtgas wurde vom Schotten Lord Donnalld 1787 zuerst zur Beleuchtung seines Hauses verwendet. Der genannte »Murdock« hieß »Murdoch«.

Das Wassergas hat hier die in Amerika erreichte Verbreitung nicht gefunden, obgleich das geeignete Rohmaterial (Koks) überall bei uns in Massen käuflich ist.

Was dessen (des Wassergases) Giftigkeit betrifft, so ist dieselbe der des Steinkohlengases 8mal überlegen, weil ersteres 40% des positiv giftigen Kohlenoydgases enthält, letzteres nur 5%.

Die *gleiche* Bedeutung wie dem Wassergas ist dem Acetylen zuzuschreiben, weil nach den von der 'Neuen Freien Presse' angeführten Zahlen das Acetylen *14mal* soviel kostet wie das Wassergas.

Des Acetylens Leuchtkraft ist der des Steinkohlengases überlegen, weil seine lichtgebenden Bestandteile Acetylen (C_2H_2) und die erwärmenden und verdünnenden Bestandteile auch Acetylen (C_2H_2) sind. Somit ist die Vorherrschaft von Acetylen (C_2H_2), aus welchem dieses Gas überhaupt *ausschließlich* besteht, außer Zweifel.

»Bei der Verbrennung vollziehen sich chemische Prozesse, durch welche ein Teil der *zusammensetzenden* Gase, das sind die lichtgebenden, festen Kohlenstoff *ausscheiden* —und dieser, zum Glühen gebracht, leuchtet.«

Bei der Verbrennung vollziehen sich offenbar chemische Prozesse, deren Sinn selbst nach angestrengtem Denken in dem Gesagten nicht entdeckt werden kann.

Nun folgt eine Tabelle — angeblich nach Dr. Strache —, die unter anderem Unrichtigen die Mengen von *Kohlenoxydgas* verzeichnet, die bei der Verbrennung von Leuchtgas, Acetylen etc. entstehen sollen. Somit ist der 'Neuen Freien Presse' zufolge — beileibe nicht nach Dr. Strache, der an der Sache ganz unschuldig ist — jeder Gasbrenner ein wahrer Giftvulkan, der Tod und Verderben in Gestalt von Kohlenoxyd auswirft, da schon 1% dieses Gases, der Luft beigemischt, betäubt und tötet.

Bei dieser Konstatierung am Ende der zweiten Artikelspalte angelangt, sah ich noch fünf Spalten vor mir, deren flüchtige Durchsicht weitere Gebrechen in Aussicht stellte. Erschöpft und verwirrt gab ich jede weitere kritische Prüfung endgültig auf.

Professor V. L.

* * *

In ihrer Nummer vom 25. Juli brachte die 'Neue Freie Presse' die folgende Notiz:

[Internationale Kautionschwindler]. In Berlin sind gestern zwei internationale Kautionschwindler zu je einjährigem Gefängnis verurteilt worden. August Orosz und Josef Julius Jankovics, dies die Namen der beiden aus Ungarn stammenden Schwindler, hatten im heurigen Frühjahre im *Insertionswege* Wiener Kellner für die Great Attractions Company limited in London anzuwerben versucht. Die von der Gesellschaft akzeptierten Kellner sollten im Monate Juli in London und vom 1. August an auf der Pariser Weltausstellung servieren, wofür ihnen ein Monatssalär von 150 Francs zugesagt, und gleichzeitig eine Kaution von 10 Kronen für den Fall des Nichtantrittes des Engagements und als Reisespesen für spätere Zustellung einer ermäßigten Fahrkarte 80 Kronen gefordert wurden. Viele Kellner gingen den Betrügern auf den Leim, ehe es gelang, einen der Schwindler, Orosz, zu verhaften. — — — — — Die Erhebungen über die internationalen Schwindler sind noch nicht abgeschlossen, da ihnen noch andere größere Schwindeleien zur Last fallen dürften.

Die 'Neue Freie Presse' verschweigt ihren Lesern, daß die Erhebungen auf sie selbst merkwürdigerweise nicht ausgedehnt wurden, wiewohl sie sich in diesem Falle offenbar der Vorschubleistung schuldig gemacht hat. Die 'Neue Freie Presse' spricht schüchtern von einem »Insertionsweg«, auf dem die raffinierten Gauner ihr Werk in Szene zu setzen wußten; sie verschweigt aber ihren Lesern, daß sie selbst die Inseratenhilfe geleistet hat. In Nr. 40 der 'Fackel' hieß es: »In Wahrheit bedeuten die Annoncen der 'Neuen Freien Presse' ebensoviele Empfehlungen durch die Redaktion, die jedes Inserat auf seine Eignung zur Aufnahme in das Blatt prüft und sich ausdrücklich das Recht vorbehält, Inserate, die in der Administration angenommen und bezahlt wurden, zurückzuweisen. Das hat der verantwortliche Redakteur der 'Neuen

Freien Presse' als Zeuge in einem Zivilprozeß unter Eid ausgesagt und damit jenen Prozeß entschieden.«

* * *

Der ganz Ergebenste

Da die 'Neue Freie Presse' in den Tagen nach dem Tode Oppenheims alle kondolierenden Nullen aufzuzählen anfang, so durfte sie sich nicht wundern, daß die Beileidsschreiben mit der Zeit immer reichlicher einliefen und daß die Trauer der Leute sich täglich heftiger und begehrtlicher äußerte. Manche kamen erst im Laufe der folgenden Wochen auf den Geschmack, begannen, ermuntert durch das Beispiel so vieler mit Erfolg leidtragender Parasiten, ihrerseits auch Schmerz zu empfinden und konnten ihn richtig immer schon im nächsten Morgen— oder Abendblatt gedruckt finden. Ganz zum Schlusse kam noch Herr *Schlenther*, den Entfernung und Bequemlichkeit abgehalten hatten, schon früher sein Beileidsscherflein beizutragen. Herr Schlenther benützte die Gelegenheit, gleich auch zum Tode des nationalökonomischen Mitarbeiters der 'Neuen Freien Presse' Max Wirth zu kondolieren. Da Herr Schlenther immerhin über den Verdacht erhaben ist, seinen Namen gedruckt sehen zu wollen, so mußte man sich fragen, welcher sonstige Vorteil ihm die zwiefache Trauerkundgebung rätlich erscheinen ließ. In der vierten Zeile seines Schreibens gibt er selbst die Antwort. Da spricht er von den zwei schweren Verlusten, die die 'Neue Freie Presse' und ihre Leser, »zu denen auch ich mich rechne«, betroffen haben. Das wollte Herr Schlenther der 'Neuen Freien Presse' in ihrer schwersten Stunde sagen, und darum hat er seine Sommermuße unterbrochen. Herr Schlenther lebt in Wien als Theaterdirektor und liest — man denke nur — die 'Neue Freie Presse'! Die Komik seiner Versicherung scheint er selbst zu fühlen, und darum geht er rasch daran, Beziehungen zwischen sich und den beiden Toten herzustellen. »Max Wirths Wirkungskreis lag mir ferne; aber ich erinnere mich noch *mit Vergnügen* des munteren alten Herrn, der vor vierzehn Jahren beim Jubiläum der Heidelberger Universität mein Fest— und Arbeitsgenosse war.« Wirth hat also einmal mit Schlenthern gekneipt, und die Erinnerung daran gewährt ein Vergnügen, das so recht erst anlässlich einer Kondolenz empfunden wird. Und Oppenheim? Auch mit ihm gekneipt? Natürlich, und zwar beim Speidelbankett, »wo ich ihm das letztmal begegnete.« Und auch mit ihm ein *Vergnügen* gehabt und *geschlürft*: »Ich habe seine Plaudereien immer mit dem größten Interesse und Vergnügen geschlürft.« Ein anderer würde sagen: gelesen; Herr Schlenther schlürft natürlich Artikel. Und so hat er denn zur Genüge erklärt, welche persönlichen Beziehungen zu den beiden Toten ihn zu einer Teilnahmskundgebung berechtigen. Nun will aber Herr Schlenther doch auch von der Sache etwas haben. Darum sucht er noch rasch im Schlusse seines Schreibens seine persönlichen Beziehungen zu den Überlebenden der 'Neuen Freien Presse' zu befestigen. Vom Verkehr mit den Hoftheatervorgesetzten an Höflichkeit gewöhnt, schließt er mit drei Superlativen in einem Satze: »Mit *verbindlichsten* Grüßen und Empfehlungen verbleibe ich in *vorzüglichster* Hochachtung Ihr ganz *ergebenster* Paul Schlenther.« Aber auch die drei Superlative genügten ihm nicht, und er wollte der 'Neuen Freien Presse' zeigen, daß selbst seine höchste Verehrung für sie noch einer Steigerung fähig ist. Er begnügte sich nicht damit, Paul Schlenther der Ergebenste zu sein, die Devotion des Theaterdirektors gewann das Übergewicht über das sprachliche Empfinden des Germanisten, und siehe da: Schlenther schloß das Schreiben mit der Versi-

cherung, daß er der *ganz Ergebenste* sei. Wenn er erst der voll und ganz Ergebenste sein wird und der knorrige Ostpreuße im Umgang mit Wiener Zeitungsredaktionen die Routine gewinnt, die ihn längst im Verkehr mit Intendant und Obersthofmeister auszeichnet, so braucht er um seine Burgtheaterdirektion nicht besorgt zu sein und, wenn's damit auf die Dauer doch nicht geht, um den Posten als Nachfolger Speidels in der 'Neuen Freien Presse' ...

* * *

Original—Telegramm

Reichenhall, 2. August. Angelo Eisner v. Eisenhof macht seit gestern hier Gesangsübungen, um wie alljährlich am 18. August die Volkshymne feierlichst vorzutragen. (Von dem vollendeten Ereignis wird nicht die 'Fackel', sondern die 'Neue Freie Presse' in ihrer Nummer vom 19. August telegraphisch Kunde geben. Anm. d. Red.)

* * *

Buchbinder über Ibsen

Vor etwa einem Jahre konnte ich hier ein Pröbchen von der scharfen Art geben, in der er über die »Macht der Finsternis« von *Tolstoi* abgeurteilt hat. »Kein Drama mit zwingenden Notwendigkeiten« — lautete damals (vgl. Nr. 11) Buchbinders herbes Tadelsvotum, das, wie man nachträglich erzählte, Tolstoi doch stutzig gemacht und einen entscheidenden Einfluß auf sein weiteres künstlerisches Schaffen genommen hat. Heuer wird ein gewisser Ibsen, der sich gleichfalls des rechten Wegs noch nicht bewußt scheint, belehrt, wie man eigentlich Stücke anfertigt. Denn Buchbinder ist nicht nur Kritiker, sondern er gehört auch zu denen, die's selber besser machen können. Der Verfasser der »Dritten Eskadron« äußert sich über »Brand«, den die Sezessionsbühne als Abschluß ihres Gastspiels neulich gebracht hat, wie folgt: »Vor fünfunddreißig Jahren hat Ibsen *das Stück* geschrieben und gestern hat man es hier zum erstenmale gegeben. Man kann nicht sagen, daß die deutsche Bühne viel *daran* verloren hätte, wenn »Brand« auch weiter Buchdrama geblieben wäre.« Buchbinder hat die Sache wieder einmal im Kern erfaßt. Hätte sein »Kecker Schnabel« oder die »Dritte Eskadron« fünfunddreißig Jahre bis zur Aufführung warten müssen, die Frische dieser Dichtungen hätte ihnen nimmer den Tadel zuziehen können, daß sie Buchdramen seien, vielmehr würde man an der unveränderten Ordinärheit der Sprache sogleich erkannt haben, daß sie im Grund *Büchldramen* seien. Wie viel aber hätte die deutsche Bühne »*daran*« verloren, wenn sie überhaupt nie aufgeführt worden wären! Dagegen ein »Stück« wie »Brand«! »Dieser Faust im *modernen Priesterkleide*«, schreibt Buchbinder, »ist kein Bühnenheld«. Wieder ein Drama ohne zwingende Notwendigkeiten. Z. B. die grausame Härte des Helden »Sie ist *nicht notwendig im Stück gegeben*«, schreibt Buchbinder. »*Gut, sein Gott mag sein ein Gott der Rache*«. Aber was geht das uns an? Nachdem sich Herr Buchbinder in der Sprache derjenigen, deren Gott ein Gott der Rache ist, ein Weilchen unterhalten hat, kommt er zu dem Schlusse, daß Ibsens »Brand« »eines jener Werke ist, die absurd und abstrakt, niemals Heimatrecht auf der Bühne erlangen werden.« Freuen wir uns, daß zu dieser Sorte von Stücken zwar »Faust« (dieser Brand im unmodernen Priesterkleide), aber nicht der »Kecke Schnabel« gehört.

ANTWORTEN DES HERAUSGEBERS

Diplomat. Österreich — die Balkanwurzeln. Es protegierte den Milanstaat, und — in Serbien wurden, zur Zeit, da Herr Goluchowski in den Delegationen den »Generalissimus« verteidigte, am ärgsten jene Handelsleute besteuert, die ihre Waren aus Österreich beziehen. Freilich mußte der gesamte Handel Serbiens unter der unerhörten Raubwirtschaft seufzen, die der frühere Finanzminister eingeführt hatte. Herr Vukaschin Petrovic war seinem Intimus Milan verpflichtet, ihm die von der Steuererhöhung eingehenden Gelder für — Heereszwecke zur Verfügung zu stellen. Noch einen anderen verlässlichen Kumpan hatte Herr Milan im Kabinett Gjorgjevic. Gencic, Minister des Innern, wollte die Stunde, da Alexander Draga Maschin nahm, nicht erleben und gab seine Demission. Als Vertrauter Milans wußte er, welche Sorte von Frauen dem serbischen Hof gezieme. Überhaupt ein Frauenkenner. Als er vor etlichen Monaten in Wien weilte, verbrachte er gleich die erste Nacht im Café Ceranke ...

K. k. Statthalterei, Wien. Prinzessin Wilhelmine von Montleart stiftete im Jahre 1878 in Ottakring ein Spital, das ursprünglich die Bestimmung hatte, alten kranken Leuten als Asyl und Pflegestätte zu dienen. Diese Bestimmung hob die Prinzessin nach Fertigstellung des Krankenhauses wieder auf und widmete es Lungenkranken unter besonderer Berücksichtigung der heilbaren Fälle. Die Fürstin legte, von der richtigen Voraussetzung ausgehend, daß zur Heilung Lungenkranker in erster Linie gute Luft erforderlich sei, um das Spital einen großartigen Park an, den sie der besonderen Sorgfalt der Anstaltsleitung empfahl. Nach dem Tode der Prinzessin übernahm das Spital der Krankenhausfonds und zwar gegen die Verpflichtung, die letztwilligen Verfügungen der Stifterin stets zu respektieren. Bis jetzt geschah dies auch. Nun aber baut man auf den Krankenhausgründen, die das Spital umgeben, das Kaiserjubiläums—Kinderspital der Gemeinde Wien und das Kellermann'sche Stiftungsspital, das auf den Gartengründen des Wilhelminenspitales erstehen soll. So ist denn der schöne Park der Verwüstung preisgegeben, und die Lungenkranken sind um eine Heilstätte gebracht, die unbedingt hätte erhalten werden müssen — denn es ist statistisch erwiesen, daß gerade dank der herrlichen Gartenanlage im Wilhelminenspital prozentual die meisten Heilerfolge bei Lungenkranken zu verzeichnen sind. Der Direktor des Spitales, Primarius Dr. Tölg, protestierte in diesem Sinne wiederholt maßgebenden Ortes gegen die Verwüstung des Gartens, doch ohne jeden Erfolg. Interpellation: Ist die k. k. Statthalterei geneigt, die Gründe zu »verlautbaren«, die für sie maßgebend waren, willkürlich über die Anordnungen der verstorbenen Prinzessin Wilhelmine von Montleart zur Tagesordnung überzugehen? Und was gedenkt ...

Vormund. Ich gebe Ihrer Beschwerde Raum, weil sie den Leser an einem auffallenden Beispiel über die Lebensbedingungen eines Standes unterrichtet, der sich bisher der sozialpolitischen Fürsorge völlig entzogen hat: Des Standes der Kellnerlehrlinge. Sie schreiben:

»Im Dezember 1898 wurde ein meiner Vormundschaft anvertrauter Bursche von einem Wiener Cafétier als Lehrling aufgenommen, »probeweise«, wie sich der Kaffeesieder ausdrückte. Die »Probe« scheint den Herrn befriedigt zu haben; denn der Bursche

war nach 15 Monaten noch im Geschäfte, mußte durch viele Monate einen Marqueur ersetzen, Essen tragen, Faßbier anzapfen, wurde beschimpft, geprügelt, bestohlen — und dies nicht probe-weise. Was ich aber nicht erreichen konnte, war, daß der Junge nach den gesetzlichen Vorschriften in die Gewerbeschule geschickt und aufgedungen werde. Sechsmal sprach ich deshalb bei dem meist durch das Spiel irgendwo okkupierten Cafétier vor, bat, forderte, drohte mündlich und schriftlich — umsonst. Endlich wandte ich mich teils mehrmals — an die Gewerbeschule; 2. an die Genossenschaft; 3. an das magistratische Bezirksamt; 4. an das Bezirksgericht; 5. an das Gewerbeinspektorat I., Reichsratsstraße, mit dem Ersuchen, den gewissenlosen Ausnützer der jungen Kraft zu verhalten, daß er seiner gesetzlichen Verpflichtung nachkomme. Es war alles vergebens. Ende März wurde der Bursche von dem Herrn kurzweg entlassen und dient jetzt in einem anderen Café zur vollen Zufriedenheit seines neuen Chefs, der ihn aber nicht aufdingen kann, ehe der alte das Zeugnis über die 15monatliche Dienstleistung ausgestellt hat. Auf dieses Zeugnis warte ich wohl auch vergebens trotz Anrufung der Behörden, und mein Mündel scheint zum einfachen Hilfsarbeiter bestimmt, weil im lieben Vaterlande ein simpler Cafétier die Behörden ungestraft à la Götz von Berlichingen behandeln kann.«

Rudolf N. Sie schreiben mir: Gestern nachts wurde ich in der Adlergasse von einem Manne attackiert. Da ich mich zur Wehre setzen wollte, ward ich von etwa sechs Gesellen des Angreifers eingeschlossen und bedroht. Ich rief nach einem Wachmanne, und die Strolche entfernten sich langsam. Noch langsamer kam der Wachmann herbei. Als er die Abendpromenade in meine Nähe beendet, bat ich ihn, die Arretierung des ersten Angreifers, den ich nicht aus den Augen ließ, vorzunehmen. Dem Wachmann wäre es ein Leichtes gewesen, mit einigen raschen Schritten den Täter zu erreichen und mindestens zur Ausweisleistung zu verhalten. Statt dessen begann er mit mir ein Verhör anzustellen. Zuerst in barschem Tone: »Sind Sie schwer verletzt?« Ich: »Nein!« Dann hielt er mich noch mit Hin- und Herrede und müßigen Fragen auf, bis die Gesellschaft sich unbehelligt entfernt hatte. Als ich den Wachmann darauf aufmerksam machte, versetzte er ganz kurz: »Das geht mich nichts an, KLAGEN SIE WEGEN EHRENBELEIDIGUNG!« »Habe die Ehre!« brüllte er noch und ließ mich stehen. — Sie fragen mich nun, ob es in der polizeilichen Vorschrift wirklich heißt: »Die Wachleute haben nur jenen Bedrohten beizustehen, die bereits schwer verletzt sind.« Das glaube ich nicht, und ich würde Ihnen raten, das Polizeipräsidium unter Angabe der Ihnen ja bekannten Nummer des Wachorgans um eine prinzipielle Äußerung über die Frage der nächtlichen Sicherheit zu ersuchen. Ich glaube, man wird Sie bitten, mit den noch vom Wahlkampf erregten Wachleuten Nachsicht zu haben ¹.

Jurist. Sie geben mir ein hübsches Beispiel jener advokatorischen Praktiken aktenmäßig bekannt, die im Publikum und bei der Justizverwaltung das Mißtrauen hervorgerufen haben, über das die Advokatie jetzt klagt. Der Fall ist folgender: Herr W. verpflichtete sich gegenüber Herrn G. in einem gerichtlichen Vergleich zur Zahlung einer Summe von K 241,08, zahlbar in einer An-

1 Aus heutiger Sicht (Deutschland 2013) einfach lächerlich. Polizisten sind froh, wenn sie nicht ihrerseits verletzt werden. Zwei Jugendliche genügen, um 5 Polizisten zu mißhandeln. Deshalb gehen sie immer zu zweit, der Eine wird vom Asylbewerber krankenhaushausreif geprügelt und der Andere schreibt das Protokoll. Wer welches Amt übernimmt, wird zum Dienstbeginn ausgelost.

zahlung von K 60 — am ersten Jänner dieses Jahres, der Rest in Monatsraten Jurist K 40 — und zwar zu Händen des Rechtsfreundes des Herrn G., des Advokaten F. Herr W. kam seiner Verbindlichkeit in folgender Weise nach: Er zahlte die Anzahlung von K 60 — am 2. Jänner d. J. (der erste ist Feiertag); die zweite Rate von K 40 — am 1. Februar —, die dritte Rate von K 40 — am 1. März — die vierte von K 40 — am 2. April (der erste war Sonntag); die fünfte Rate von K 40 — am 1. Mai — Es verblieb somit ein Rest von K 21,08. Diesen zu begleichen, begab sich Herr W. Am 1. Juni nachmittags in die Kanzlei des Herrn Dr. F. Er kam daselbst um ca. halb 7 Uhr an und fand Niemanden mehr anwesend. So mußte er die Zahlung auf den nächsten Tag verschieben. Am 2. Juni erlegte er nachmittags zu Händen des zur Empfangnahme befugten Kanzleibeamten den Restbetrag, über den er auch eine Quittung erhielt. Eine Quittung über die Totalsumme erklärte der Beamte in Abwesenheit des Chefs nichts ausstellen zu können, und versprach, sie zuzustellen. Wie erstaunt war Herr W., als er am 5. Juni ein Schreiben des Advokaten erhielt, worin ihm dieser mitteilt, — daß er bereits ein 2. Juni ein Exekutionsgesuch eingereicht habe, somit noch Exekutionsspesen zu berichtigen wären ... Der Fall ist zwar nicht weittragend, aber bezeichnend. »Bei der erprobten Zahlungspünktlichkeit des W.« — schreiben Sie — »konnte der Advokat nicht etwa angenommen haben, es sei im Interesse der Sicherheit seines Klienten gelegen, sofort die Exekution einzuleiten, und es lag auch kein Anlaß vor, einen böswilligen, säumigen Zahler durch Auflage der Exekutionsspesen zu bestrafen. Es läßt sich mit bestem Willen für das Vorgehen des Advokaten kein anderes Motiv finden, als das folgende: Der Advokat konnte dadurch, daß er auf das Verstreichen der Frist geradezu lauerte, um sofort das Exekutionsgesuch einzubringen, nichts anderes bezweckt haben, als 5 fl. und etliche Kreuzer Executionspesen zu ergattern; er hat die zur Wahrung des Interesses seines Klienten erteilte Vollmacht dazu mißbraucht, um sich aus dem unverschuldeten Versäumnis des Gegners den, wenn auch geringen »Verdienst« zu verschaffen.« Daß derartige in Form rechtens erfolgende Bewucherungen des in Rechtsstreitigkeiten befangenen Publikums die Gerichte in ihrem Bestreben bestärken, die Advokaten vom Exekutionsverfahren so viel wie möglich auszuschließen, sei wahrlich kein Wunder; denn gerade das Exekutionsverfahren gibt zu solchen unredlichen Handlungen die beste Gelegenheit. Und wenn die Advokaten — schließen Sie — auf ihren Kongressen über diese Ausschließung jammern, dann mögen sie auch dafür sorgen, daß derartige Exzesse der Expensengier sich nicht ereignen. Ich stimme Ihren Ausführungen vollinhaltlich zu. Freilich ist es nur einer der unzähligen Fälle, die heute den Advokatenstand in der Öffentlichkeit so sehr diskreditieren. Wenn sich solchen Wucherungen und Bewucherungen gegenüber die Kammer zu schwach zeigt, bin ich gerne bereit, in diesen Blättern einen rascher funktionierenden Disziplinarrat zu errichten und den Klagen des Publikums von dieser Stelle aus Gehör zu schaffen. Damit glaube ich dem Ansehen des Advokatenstandes besser zu dienen, als es seine expensenhütigen Vorkämpfer vom 'BARREAU' tun. Diesen Herren ist der Disziplinarrat noch immerzu »streng«. Daß sie bei ihren advokatorischen Bemühungen hin und wieder mit einer Geldstrafe von 300 Gulden davonkommen, scheinen sie den Richtern der Kammer sehr zu verübeln. Und wenn diese sich einmal zu einer Streichung aus der Advokatenliste aufraffen, geht ein Zetern der Noch—Anwälte los, das den ohnedies schwachen Disziplinarrat völlig einschüchtern soll. Jüngst mußte ein Herr Dr. Tasch aufhören, Advokat zu sein. Darob ereifern sich die, die es noch sind, und beklagen die »Indiskretion« der Tagesblätter, die jenes Ereignis der Öffentlichkeit mitgeteilt haben. Nun, die liberale Presse hat die Streichung gemeldet, weil sie einen christlichen oder

gar, wie man behauptet, christlichsozialen Advokaten traf. Die Herren, die dem 'Barreau' nahestehen, mögen beruhigt sein, Wenn einst sie an die Reihe kommen sollten, werden unsere Zeitungen sicherlich »taktvoller« sein.

Culturmensch. Nein, den Ringkämpfen im Zirkus Busch habe ich nicht beigewohnt. Ich hatte mir gleich gedacht, daß derartige Exzesse der Brutalität NUR unter dem Regime des Dr. Lueger möglich seien, und freute mich, diesen Gedanken bald in so vielen liberalen Leitartikeln verwertet zu finden. Freilich, unter dem Regime des Bürgermeisters Prix — ich glaube vor etwa sieben Jahren — ward im Etablissement Ronacher mehrere Wochen hindurch wettgerungen. Aber dafür war eben Herr Prix nicht verantwortlich zu machen. Ja, wo sind die Zeiten der Kultur und der liberal gemäßigten Sitte! Zelinka und Felder, Felder und Zelinka ... Es hat wohl ehedem auch schon athletische Spiele gegeben, die die Schaulust des Volkes gewaltig erregten. Aber das war zur Zeit der alten Griechen, also lange vor Zelinka und Felder. Und damals gab's wirklich keine Sportredakteure, die durch spaltenlange Referate die Hitze der Gemüter künstlich steigerten.

Herrn W. Fred, z. Zt. München, Hotel "Vier Jahreszeiten". Auf Ihren in einem Briefe vom 4. August geäußerten Wunsch stelle ich gerne die Bemerkung in Nr. 48 dahin richtig, daß Sie nicht am Wasa—Gymnasium, sondern am Josefstädter Gymnasium nichts taugen wollten.

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur: **K a r l K r a u s.**
Druck von Moriz Frisch, Wien, I., Bauernmarkt 3.